

## Mehr Licht\*

Ist Quantität in der Historiographie ein Argument? Oder ist die Menge von Nachweisen, zumal in Zeitaltern, für die mit zahlreichen Überlieferungszufällen zu rechnen ist, gerade ein oberflächlich verführerisches und trügerisches Argument? Beide Fragen brennen Mediävisten schon seit langem unter den Nägeln, wenngleich sie sich nicht nur bei Epochen mit raren materiellen Überresten stellen sollten. Wie viele Belege brauchen wir für die Richtigkeit einer historischen These? Wie sollen wir wissen, welches Gewicht eine singuläre Quelle hat? Wenn diese Fragen zugleich implizieren, dass man sich über Statistiken hinwegsetzen könnte, dann werden sie zu gefährlichen Fragen. Deren Virulenz wird in der Mediävistik und anderswo für gewöhnlich durch das Anlegen fachspezifischer Korsette und das Eintrainieren professioneller Betäubungstechniken bereits in der Sozialisationsphase effizient eingedämmt: Beliebt dafür sind das Erlernen eines strengen Puzzlespiels in der Quellenexegese, ritualisierte Logik, rhetorische Nonchalance und – besonders verhängnisvoll in Bereichen der Wirtschaftsgeschichte – der Hinweis auf die Existenz ökonomisch-theoretisch unbezweifelbarer Zusammenhänge, die auf die Aufdeckung durch besonders talentierte Spürnasen nur zu warten scheinen.

So erfolgreich war die Zunft in den vergangenen hundert Jahren, dass sogar emsiges Anhäufen von überwältigenden Gegenbeweisen den Mythos, das Abendland des frühen Mittelalters habe keine Ökonomie gekannt, bislang nicht aufzubrechen vermochte. Bis heute gelten die Jahrhunderte zwischen der Spätantike und dem 11. Jahrhundert als arm – arm an allem: ob Kunst, Architektur, Musik, Literatur, Technik,

Philosophie oder Theologie. Das frühe Mittelalter ist das Zeitalter des Rezeptiven und des Präludiums, des Unausgereiften und besonders des ökonomisch Rückständigen. Gerne wird dabei darauf verwiesen, dass die vor einem dreiviertel Jahrhundert ausgefochtene Kontroverse zweier eminenten Forscher, Alfons Dopsch und Henri Pirenne, über ökonomische Aktivität und grenzüberschreitende Handelstätigkeit im frühen Mittelalter zugunsten der Auffassung entschieden wurde, der Okzident sei vom Orient ökonomisch abgeschnitten worden und habe sich, selbstverständlich nur auf der Basis primitiver Ökonomie, nach Norden orientiert.<sup>1</sup> Inzwischen haben zwar Münzforscher und Archäologen wie Philip Grierson und Marc Blackburn diese These durch arabische Münzfunde im Frankenreich erheblich erschüttert – für die generelle Auffassung von einer stagnierenden, archaischen Wirtschaftstätigkeit blieb dieser Befund jedoch merkwürdig folgenlos. Nahezu folgenlos war auch eine andere Strömung, die das Mikrosegment der mittelalterlichen Wirtschaftsstruktur untersucht: die Grundherrschafts- und Urbarforschung, die – zunächst unter dem Label der »Verfassungsgeschichte« – zunehmend ihr Potential als Wirtschaftsgeschichte der »kleinen Einheiten«, der Grundherrschaften, der Wirtschaftsverbände und der einzelnen Haushaltsökonomien erkennt.<sup>2</sup> So könnte man sagen, die deutschen und europäischen Forscher sind der dem Mittelalter eigentümlichen Ökonomie ganz aus der Perspektive der Hausökonomie auf der Spur.<sup>3</sup>

Nun naht Hilfe von dritter Seite. Michael McCormick hat nachgewiesen, dass auch die Handelsbeziehungen in den Orient so verschlafen gar nicht waren. Der Schlüssel zu diesem

\* MICHAEL MCCORMICK, *Origins of the European Economy. Communications and Commerce AD 300–900*, New York: Cambridge University Press 2001, xxviii, 1101 S., ISBN 0-521-66102-1

1 Zum Beispiel bei PETER JOHANEK, *Der Außenhandel des Frankenreiches der Merowingerzeit nach Norden und Osten im Spiegel der Schriftquellen*, in: *Untersuchungen zu Handel und Verkehr der*

*vor- und frühgeschichtlichen Zeit III*, Göttingen 1985, 214–254.

2 Die neuere Grundherrschafts- und Urbarforschung wird u. a. vertreten durch Arbeiten von WERNER RÖSNER, *Grundherrschaft im Wandel. Untersuchungen zur Entwicklung geistlicher Grundherrschaften im südwestdeutschen Raum vom 9. bis 14. Jahrhundert*, Göttingen 1991; LUDOLF KUCHENBUCH, *Ordnungsverhalten im*

*grundherrschaftlichen Schriftgut vom 9. zum 12. Jahrhundert*, in: *Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter*, hg. von JOHANNES FRIED, MÜNCHEN 1996, 175–268.

3 Zum Beispiel ULRICH MEYER, *Soziales Handeln im Zeichen des Hauses. Zur Ökonomik in der Spätantike und im früheren Mittelalter*, Göttingen 1998.

Ergebnis liegt in einer Großuntersuchung westlicher und byzantinischer Texte, darunter vor allem Reiseberichte, Hagiographie und andere erzählende Quellen. In einem zehn Jahre währenden Forschungsprojekt hat McCormick erstmals eine riesige Fülle von Material über sämtliche Personen angehäuft, die als »Reisende« erwähnt werden. Ein nahe liegender Ansatz mit entscheidender Schlussfolgerung: Alle Reisenden – selbst Geistliche niedrigeren Ranges und Reliquien – waren mit Händlern unterwegs. Zum ersten Mal werden »people on the move« akribisch erfasst und katalogisiert, knapp 500 sind es, namentlich entschlüsselt oder anonym. Hinzu kommen die »Communications«, bestehend in persönlicher Kommunikation, also Reisen, aber auch im Transport von Briefen, Schriften und Geschenken. Zu den über 800 »Communications« zählen etwa die Diplomaten Harun ar-Rashids, die Karl den Großen in Aachen aufsuchten (Nr. 227), oder die jüdischen Händler, die Radhaniten, die sich alljährlich auf ihren langen Weg aus dem Orient machten, bei Ludwig dem Frommen eintrafen (R 335) und im Frankenreich königliche Privilegien als Händler genossen.<sup>4</sup>

Doch auch was die Diplomaten, Pilger, Händler, Sklaven und Kleriker auf ihren Reisen zurückließen, wird bei McCormick genau dokumentiert. Besonderes Augenmerk richtet er dabei auf Goldmünzen, auf arabische Dirhems und byzantinische Münzen. Dabei handelt es sich nicht um brandneue Entdeckungen. Die Stärke McCormicks erweist sich jedoch in der übersichtlichen Zusammenstellung von Hortfunden und Münzen. Was man bisher mühsam aus numismatischer Spezialliteratur und Museumskatalogen zusammensuchen musste, findet sich nun auf knapp 40 Seiten handlich aufgelistet und führt zu dem Ergebnis: Auch nach vorsichtiger

Schätzung gab es eine große Menge arabischer und byzantinischer Münzen im christlichen Abendland zwischen Spätantike und Jahrtausendwende, ein starkes Argument für noch mehr Reisende zwischen Ost und West.

Von Stagnation kann also keine Rede sein, lautet das Argument solchermaßen zusammengetragener Zeugen für belebte internationale Wirtschaftsbeziehungen. Doch wird dieser dritte Versuch, eine Ökonomie des frühen Mittelalters zu rekonstruieren, nun endlich von Erfolg gekrönt sein? An Fleiß haben es die Mediävisten wahrlich nie mangeln lassen, und wenn es gleichwohl noch einen Mangel an Belegen, Daten und Quantitäten gab, so ist diesem mit McCormicks Buch endgültig abgeholfen.

Doch ist es nicht an der Zeit, andere Fragen aufzuwerfen und die Werkzeuge zu wechseln? Fast alle Forschungen zum mittelalterlichen Wirtschaften, das Werk von McCormick eingeschlossen, stehen unter dem Deutungsmuster der rationalen Ökonomie neoklassischer Prägung, ein Deutungsmuster, das durch alte und neue Belege für Geldwirtschaft und Fernhandel untermauert, aber dadurch nicht plausibler wird. Denn es ignoriert – als Produkt des 19. Jahrhunderts – andere als auf Gewinn orientierte Wirtschaftsweisen und stellt damit ganze Teile frühmittelalterlichen Wirtschaftens ins Abseits, die gleichwohl enorme ökonomische Gründe und Folgen hatten: Schenkungen, Gaben, Gütertausch, Wucher- und Zins-Verbote sind viel zu lange als irrationale Fehlleistungen und nicht als Charakteristik des mittelalterlichen Wirtschaftens angesehen worden. Benötigt wird also weniger eine Anhäufung weiterer Daten als eine Theorie, die die Wirtschaftsweisen der frühmittelalterlichen Welt jenseits der Rationalität moderner Wirtschaftsmodelle qualifiziert zu analysieren vermag.

<sup>4</sup> Vgl. bereits ELIAHU ASHTOR, *Aperçus sur les Radhanites*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 27 (1977) 245–275.

Michael McCormick hat die Beschäftigung mit den Ursprüngen der europäischen Wirtschaft im Übrigen ganz nebenbei zu überraschendem Reichtum verholfen: 1,5 Millionen Dollar schwer ist der Preis, den ihm die Mellon Foundation verliehen hat. Das Geld will er nun in weitere prosopographische Projekte investieren, an denen ganze Forschergruppen sitzen

werden. Sie wenden sich den endgültig massenhaften Quellen des Mittelalters und der Spätantike zu: Untersucht werden sollen die mikrobiologische Entwicklung der Erbinformationen DNA und mögliche Zusammenhänge mit historischen Ereignissen.

**Bettina Emmerich**

## Exempel der Besonderheit – Besonderheit statt Exempel\*

»Le style est l'homme même«, deklarierte der Graf von Buffon, als Naturhistoriker einer der wirkmächtigsten Wissenschaftler des 18. Jahrhunderts, in seiner Antrittsrede vor der Académie française. In der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung galt diese Maxime schon bald danach – und bis heute – wenig. Denn dort ist es die jeweilige Sache, die möglichst ›rein‹ hervortreten soll, und die Schreibweise wird vorwiegend von den Techniken und Konventionen der akademischen Disziplin geprägt, welcher der Autor sich und sein Produkt zugerechnet wissen will. Einen Markstein dieser Entindividualisierung der Historiographie hat Gerrit Walther vor einigen Jahren selbst analysiert: Als ausgesprochener Personalstil prägte der ›gedrungene«, das Allgemeine nur im Besonderen aussprechende Stil, der Rankes *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* von 1824 kennzeichnet, lediglich diesen Erstling, während die folgenden Werke weniger eigentümlich daherkamen – und dadurch zu klassischen Mustern der historistischen Geschichtsschreibung werden konnten.

Gegen die Konventionen der Geschichtswissenschaft wendet sich Walthers Frankfurter Habilitationsschrift in mehrfacher Hinsicht: Seine Studie über die entscheidende Phase der Gegenreformation im Hochstift Fulda kreidet den eingebürgerten Leitbegriffen der Frühneuzeitforschung eine zu Stereotypen neigende Abstraktion an, welche die komplexe Motivation der seinerzeit Beteiligten und die eigene Dynamik der politischen Praxis zu verdecken drohe. Besonders der Zentralbegriff »Konfessionalisierung« suggeriere »einen anonymen, objektiven, wertneutralen Prozeß, der scheinbar ohne Parteien, ohne Konflikte und ohne Emotionen abläuft« (19). Eine Geschichtswissenschaft aber, die das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts derartig als ›Konfessionalisierung‹ begreift, könne nur »stets die gleiche Geschichte« bieten, nämlich »wie eine halbwegs ›moderne‹ Bürokratie unter Leitung ›bürgerlicher‹ Juristen die Untertanen durch Beichtpflicht und Katechese, Überwachung und Strafen kirchlich ›disziplinierte‹« usw. (18). Walther dagegen arbeitet am liebsten die Paradoxien des historischen Prozesses heraus, im vorliegenden

\* GERRIT WALTHER, Abt Balthasars Mission. Politische Mentalitäten, Gegenreformation und eine Adelsverschwörung im Hochstift Fulda (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 67), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 745 S., ISBN 3-525-36060-6